

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

15

Von A. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Kunert.

„Nun, meine Tochter,“ sagte der Italiener in demselben Tone. „Du hast also die Insel Oléron vergessen?“

Juliette stieß einen leisen Schrei aus.

„Michel, Sie sind es, Michel! Wer hätte Sie auch erkannt? Sie verstecken sich ja hinter Ihrem Barte,“ sagte sie lächelnd. „Wie hätte ich das geahnt, Sie mit der Gitarre auf dem Rücken! Und gestern noch habe ich Louis Rochereuil gefragt, ob man Ihrer sicher wäre!“

Und Juliette lachte laut, es war ein Lachen so klar und frisch, wie das eines Kindes.

Der Mann, den Juliette Michel nannte, war ungefähr fünfzig Jahre alt. Sein dichter Bart fing an zu ergrauen. Seine Züge waren von bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit und boten eine seltene Mischung von Strenge und Sanftmuth. Sittenreinheit, Wohlwollen und Menschenliebe leuchteten aus ihnen. Dieser unbestechliche Patriot und Apostel der Gleichheit, der die Republik auf der Tugend begründen wollte und seine Grundsätze in das Leben übertrug, war gleichzeitig unbegreiflich und gütig, ehrlich, gerecht, uneigennützig, ergeben bis zum Grabe.

Er sah Juliette mit fast traurigem Blick prüfend an.

„Immer heiter,“ sagte er, „immer lachend wie früher, wie vor . . .“

Er vollendete nicht, aber Juliette hatte ihn verstanden. Sie erröthete so sehr sie nur erröthen konnte, d. h. ihre matte Gesichtsfarbe nahm einen etwas bräunlichen Ton an. Dann schloß sie schüchtern die Augen auf und sagte mit schmeichelnder Stimme:

„O, mein guter Michel, Sie sind so nachsichtig. Sie nannten mich dort auf der Insel Oléron immer Ihr Töchterchen; schelten Sie mich nicht. Ich habe so viel, so viel geweint nach seinem Tode. . . .“

Und da Michel nicht antwortete und seine Miene ernster geworden war, stampfte Juliette in einer jener jäh wechselnden Stimmungen, die ihre Erscheinung zu einer so ungewöhnlichen machten, mit dem Fuße und rief seinem Blick trotzig begegnet:

„Nun ja, ich liebe einen anderen! Ist es schließlich meine Schuld?“

Der Italiener betrachtete sie mit gütigem Mitgefühl und suchte dann halb die Achseln.

„Höre, meine Tochter,“ sagte er, „ich bin nicht gekommen, um Dir Vorwürfe zu machen. Verteidige Dich also nicht. Es ist unnöthig. Es handelt sich nicht darum zu reden, sondern zu handeln. Wir wollen hier nicht gestört sein. Du wirst mit allerlei Vorsichtsmaßregeln fortgehen wie jemand, der fürchtet, verfolgt zu werden. Wenn Dein Haus heute Abend bewacht wird, so richte es ein, daß der Agent Dir folgt. Du gehst bis zum Prangerplatz, dort wirst Du Louis Rochereuil finden, der Dir das Uebrige sagen wird. Ihr beide müßt die Leute Novigo's verhindern, nach dieser Seite zu kommen. Louis hat Anweisung. Degrange besitzt nur drei Agenten, die seit zwei Tagen hier angekommen sind; Méhu ist noch im Gefängniß. Es müssen also vier Mann beschäftigt werden, die noch dazu die Stadt wenig kennen.“

„Und mein alter Herr mit der zimmtbraunen Hose?“

„Er marschirt mit uns.“

„Ach, mein guter Michel, wie drollig ist er! Wenn Sie gesehen hätten, was für Augen er im Beichtstuhl gemacht hat!“

„Vorwärts, Kleine, jetzt ist nicht Zeit zum Scherzen. Du hast mich verstanden; setz Deinen Hut auf und geh; zuerst lösche die Lampe.“

„Wann soll ich zurückkommen?“

„Louis wird es Dir sagen. Gegen 11^{1/2} oder 12 Uhr, denke ich.“

Juliette war bereit, und doch ging sie noch nicht. Sie blieb unbeweglich inmitten der Stube; man sah, daß sie etwas sagen wollte, es aber nicht wagte. Endlich faßte sie einen Entschluß und wandte sich unvermittelt an Michel.

„Pierre wird kommen?“ fragte sie.

Sie erhielt keine Antwort und sagte:

„Pierre wird kommen, ich fühle, ich weiß es.“

„Nun?“

„Ich will ihn sehen.“

„Bei mir giebt es kein „ich will“, meine Tochter, Du weißt es doch. Geh, Du hast schon zu viel Zeit verloren. Ich, was ich Dir gesagt habe und komme nicht vor Mitternacht zurück. Sonst würde ich böse werden und — Pierre auch,“ fügte er lächelnd hinzu. „Wenn Du Dich fürchtest, wird der kleine Rochereuil Dich bis zur Thür bringen.“

„Pierre würde auch böse werden! So wird er mich also erwarten, so werde ich ihn sehen? O Dank, mein alter Michel!“

Ihr Gesicht hatte sich erhellt, ihre grauen Augen hatten eine fast meergrüne Farbe angenommen. Sie schritt leicht hinaus und entfernte sich schnell, mit einer Hand das Kleid aufschürzend, in der anderen ihre Laterne tragend, die sie auf dem Rückwege benutzen wollte.

XII.

Eine halbe Stunde später saßen in dem Zimmer Juliette's, das nach den Gärten der „Heimsuchung“ zuzug, fünf Männer um einen Tisch und diskutirten mit halber Stimme. Von diesen fünf Personen sind drei uns nicht fremd: Pierre Rochereuil, Abbé Georget und der Italiener. Neben Rochereuil saß ein Mann, der das Aussehen eines besseren Bürgers hatte und, den Kopf in die Hand gestützt, einem jungen Mann, der zwischen dem Italiener und dem Abbé Georget saß, zuhörte.

Dieser, dem Rochereuil die Hand gedrückt hatte, indem er ihn (Philopoemen*) nannte, war als Fuhrmann gekleidet. Wirklich war er auch am Abend vorher in Pottiers mit einem schweren Kollwagen angekommen. Er trug einen großen Hut, nagebeschlagene Schuhe, eine blaue Blouse über der Weste und hatte beim Eintreten seinen gestreiften Mantel auf einen Stuhl geworfen. Er mochte etwa dreißig Jahre alt sein. Er sprach sanft, mit klarer, ruhiger Stimme.

Der Unbekannte, der den Kopf in die Hand gestützt, zuhörte, war von reiferem Alter. Ein Zeitgenosse hat folgendes sehr ähnliches Porträt von ihm entworfen:

„Ein wohlgeformter Kopf, der den Eindruck der Stärke und Festigkeit hervorruft, wenn man ihn so sicher aus den hohen Falten der Halsbinde aufsteigen sieht. Nicht zu groß mit alles in allem sehr harmonischen Proportionen. Die hohe, gerade Stirn ist geistvoll. Schwarze, feine, schlichte Haare sind so geordnet und geschnitten, daß sie die Stirn umrahmen. Auf dem Scheitel einige längere und krausere Locken. Die Haare vereinigen sich auf beiden Seiten des Gesichts mit dem Backenbart, der ziemlich dicht und seidenweich ist. Der Backenbart läßt ein ediges, etwas vorstehendes Kinn und einen ziemlich schmalen Mund frei mit dicht die Zähne bedeckenden Lippen, die sich fast unmerklich aneinander schließen und sich nach den Wangen zu vertiefen. Ueber diesem Mund eine gerade Nase, die das Gesicht gleichsam durch eine ziemlich harte Linie theilt; die Nasenlöcher sind weit geöffnet, hartknorpelig und fleischlos. Aber das Erstaunlichste in diesem Gesicht sind die Augen: zwei kleine, hellgraue, durchdringende Augen, mit klarem, festem Blick, der sich nicht einschüchtern läßt. Mit der sehr hervorstechenden Pupille scheinen die Augen allen Dingen auf den Grund zu sehen, wenn man so sagen darf. Der Gesamteindruck ist der eines gebildeten, erfahrenen Bürgers, der von Politik und geschäftlichen Sachen etwas versteht, der von Stande ist, eine Gemeinde zu beherrschen und dem man vor allem ansieht, daß er über eine große Portion von List und Verschlagenheit verfügt.“

Dieser Mann war niemand anders als Fouché, der ehemalige Polizeiminister und als solcher die rechte Hand Napoleons. Seit längerer Zeit war er in Ungnade gefallen, jenes Amtes entsetzt worden und trieb nun das Verschwörerhandwerk.

„So sind,“ sagte Rochereuil in dem Augenblick, als der

* Fast alle militärischen Mitglieder des Bundes der Philadelphen hatten sich Namen wie Philopoemen, Cassius, Themistokles, Publicola, Spartacus u. s. w. gegeben.

gemacht, „die Militärsektionen auf-

Ganz und gar. Der Zerfall begann mit dem Tode des Obersten Dubet bei Wagram. Mehrere der Führer haben seitdem den Muth verloren. Darum hat Malet, der Dubet folgte, allein handeln wollen. Sein Scheitern, die Hinrichtung Lahories und Guidals haben der Verbindung einen letzten Schlag versetzt. Ferner sind sehr wenige von uns aus Rußland zurückgekommen. Von den Ueberlebenden sind einige bei Lützen, andere bei Bautzen geblieben. Ach, Napoleon bringt uns schwere Verluste! . . .

„Zu schwer,“ unterbrach ihn der Italiener; „er bringt Frankreich und die Revolution zum Weißbluten. Er darf nicht nach Paris zurückkommen, weder als Sieger noch als Besiegter. Ist er Sieger, muß alles von vorn beginnen, ist er besiegt, so kann das, was uns noch von der Revolution geblieben ist, durch ihn untergehen.“

Fouché machte ein Zeichen der Zustimmung. „Kurz,“ begann Philopoemen wieder, der Tod Moreau's . . .

„Moreau ist todt!“ rief Rochereuil aufstehend. „Wußten Sie es nicht? In der Schlacht bei Dresden wurden ihm die Beine durch eine Kanonenkugel fortgerissen. Der Amputation ist er erlegen.“

„Er hat doch Glück, dieser Bonaparte!“
 „Nein,“ sagte der Italiener; wir haben an Moreau nichts verloren. Ich bedauere ihn nicht: er hat niemals zu wollen verstanden. Nie hat er etwas gewagt; nun, da er todt ist, haben die Bourbons übrigens eine Chance weniger.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ursachen und Anfänge der Kleidung.

Kulturhistorische Plauderei.

Von H. Ströbel.

Es ist nicht das uninteressanteste Kapitel der Kulturgeschichte, welches uns über die Ursachen und die Anfänge der Kleidung Aufschluß giebt. Der Laie wird geneigt sein, anzunehmen, daß die Kleidung ihren Ursprung vornehmlich aus zwei Ursachen herleitet: aus dem Schutzbedürfnis des menschlichen Körpers dem rauhen Klima gegenüber und dem Instinkt der Schamhaftigkeit. In Wirklichkeit hat die Schamhaftigkeit in unserem Sinne mit den Anfängen der Kleidung sehr wenig zu thun. Troz der biblischen Legende, demzufolge die ersten Menschen aus einem Gefühl der Scham ihre Nacktheit durch einen Schutz von Blättern zu verbergen suchten, war es nicht der Instinkt der geschlechtlichen Schamhaftigkeit, der die Menschen dazu bewog, größere oder kleinere Partien ihres Körpers mit mehr oder minder primitiven Kleidungsstücken zu verbergen, sondern vielmehr der Trieb, ihre Individualität durch Anbringen von auszeichnenden Schmuckgegenständen hervorzuheben. Der Instinkt der Schamhaftigkeit war in den Anfängen der Menschheitsgeschichte noch sehr wenig ausgebildet, er entwickelte sich erst unter ganz besonderen Umständen, deren wir noch Erwähnung zu thun haben werden.

Die Beweise dafür, daß wir es bei den primitiven Kleidungsstücken der auf niedriger Kulturstufe stehenden Völker nicht mit Hülsen von Körpertheilen, sondern mit Schmuckgegenständen zu thun haben, sind überaus zahlreich und einleuchtend. Zunächst spricht dafür der Umstand, daß die dürftigen Kleidungsstücke vieler „wilden“ Völkerschaften dem Zwecke, die bekannter Körpertheile zu verhüllen, nur sehr wenig entsprechen. So ist bei einer ganzen Reihe von afrikanischen Völkerschaften der Schutz des Lendengurtes nicht an der vorderen Seite des Körpers, sondern vielmehr an der hinteren Seite angebracht. Dasselbe wurde von Forschungsreisenden auch bei Eingeborenen anderer Erdtheile beobachtet. So tragen beispielsweise die Frauen auf den Neuen Hebriden den fächerförmigen Schutz an der hinteren Seite des Körpers, während die vordere Seite freigelassen wird. Australische Stämme tragen vielfach einen Lendengurt, der aber so schmal ist, daß er nicht einmal einen Zoll breiten Streifen der Lendengegend verbirgt. Umgekehrt tragen die Tahitischen Tänzerinnen, denen es durchaus nicht auf die Verbergung ihrer Kleide ankam, eine ganze Reihe von Lendengurten, welche in Form eines Sturktragens unterrockförmig über die Schenkel fielen, während die übrigen Tahitier sich mit einem einzigen schmalen, wenig oder nichts verhüllenden Gurt begnügten. Es liegt auf der Hand, daß es den Tahitischen Tänzerinnen nicht auf Verbergung ihrer Dezenz, sondern auf das Zurfschastragen eines möglichst reichen Schmuckes ankam.

Daß das Schamgefühl nicht der Beweggrund des Anlegens jener primitiven Kleidungsstücke ist, geht ferner daraus hervor, daß man oft bemerkt hat, daß bei tiefer stehenden Naturvölkern ganz gegen die Erwartung das Schamgefühl bei den Männern mehr entwickelt war, d. h. sich auf mehr Stellen des Körpers erstreckte, wie bei den Frauen. Es geht auch daraus hervor, daß es keineswegs unsere „Schamtheile“ sind, deren Nacktheit sich der „Wilde“ schämt.

So erscheinen ägyptische Fellahfrauen ungenirt nackt, wenn nur ihr Gesicht verhüllt ist, wie man ja auch ähnliches bei Araberinnen beobachtet hat. Für diese und andere besrembliche Erscheinungen giebt es nur dann eine Erklärung, wenn man annimmt, daß die Bekleidung des tiefer stehenden Volkes nicht Zwecken der Verhüllung, sondern des Schmuckes dient. Das Schamgefühl dieser Völker besteht dann nicht sowohl darin, Partien des Körpers dem Blick preisgeben zu müssen, als vielmehr darin, ohne den üblichen, auszeichnenden Schmuck zu erscheinen. Das Schamgefühl besteht in dem Gefühl der Scham darüber, sich selbst an den Theilen ungeschmückt zeigen zu müssen, wo selbst der Keruiste sich zu schmücken pflegt. Ähnlich wie sich heute der der „Gesellschaft“ Angehörnde schämt, sich ohne Handschuhe sehen lassen zu müssen! Es hästet bei den Naturvölkern daher das Schamgefühl nicht immer an den uns anstößigen Stellen, sondern an den Körpertheilen, an denen der übliche Schmuck angebracht zu werden pflegt. So hat ein Forscher Philippinenbewohner kennen gelernt, denen der Nabel der Schamtheil war, wohl nur deshalb, weil die als Schmuckgegenstand geltende Lendenschur diesen Theil zu bedecken pflegte. Andere Völkerschaften empfanden ein Schamgefühl, wenn gewisse Partien ihres Körpers nicht der Gewohnheit gemäß tätowirt waren. A. v. Humboldt fand am Orinoko Stämme, die die verächtliche Armseligkeit eines Menschen mit den Worten ausdrückten: „Der Mensch ist so elend, daß er seinen Leib nicht einmal zur Hälfte bemalen kann.“ In Neuseeland verlangte es die Landessitte, daß die Frauen ihre Lippen tätowirten, so daß es Abscheu hervorrief, wenn man einer Frau nachsagen konnte, daß sie rothe Lippen habe!

Die Scham über die Nacktheit war ursprünglich also nur die Scham über den Mangel eines Körperschmuckes. Auch sind die Schamtheile immer nur die, wo der als respektabel auftretende Mensch seine Schmuckgegenstände anzubringen pflegte. Dieser Thatsache widerspricht durchaus nicht jene andere Thatsache, daß man vielfach auch bei den Frauen der Naturvölker eine Zurückhaltung gefunden hat, die recht wohl die Bezeichnung Schamhaftigkeit, und zwar in unserem Sinne, verdient. So berichten verschiedene Reisende von den Frauen der südamerikanischen Indianerstämme, daß dieselben die größte Reservirtheit, ja Züchtigkeit den Fremden gegenüber an den Tag gelegt hätten.

Und das, trotzdem diese Frauen vollständig nackt umhergingen und kein Gefühl der Scham dieser Nacktheit wegen empfanden. Diese Berichte stehen auch keineswegs vereinzelt da. Aber gerade auch das Beispiel der südamerikanischen Indianerinnen zeigt uns, in welchen Umständen wir die Ursache der Zurückhaltung, der Dezenz dieser Frauen zu suchen haben. In nichts anderem nämlich, als in der ökonomischen Lage derselben. Denn die Reisenden theilen uns gleichzeitig mit, daß diese Indianerinnen als die von den Männern abhängigsten ihres Geschlechts angesehen werden könnten, indem sie durch keinerlei Art am Vegetabilienbau, an der Gewinnung des Lebensunterhalts theilnahmen, sondern ganz darauf angewiesen waren, ihren Männern auf ihren Jagd- und Beutezügen zu folgen. Es war also sichtlich die vollständige Abhängigkeit vom Mann, welche jeden geschlechtlichen Anreiz unterdrückte und in der Frau das Gefühl, nichts als ein willenloses Besizobjekt des Mannes zu sein, hervorrief. Mehrere Reisende erfahren denn auch, daß die Frauen, sobald man mit ihnen eine legale Ehe einging, mit der größten Unterwürfigkeit und Ergebenheit an ihren Gatten hingen. Wir finden also auch hier wieder die Bestätigung, daß die Sittlichkeitsvorstellungen nur das Produkt der ökonomischen Verhältnisse darstellen und sich ebenso oft wandeln, als die ökonomischen Bedingungen der Gesellschaft einer Wandlung unterworfen sind.

Dafür, daß trotz des Unbekanntheits unseres heutigen körperlichen Schamgefühls das soziale Schamgefühl — eben insoferne der sozialen Verhältnisse — wohl entwickelt zu sein vermag, könnten wir noch eine Anzahl von Belegen anführen. So berichtet Tacitus von dem unbedeckten Busen der germanischen Frau, von der Sitte des gemeinsamen Badens und trotzdem von dem reinen, strengen Eheleben. Vergewegenwärtig man sich das, was die Reisenden von den gleichen Beobachtungen bei den brasilianischen Indianerstämmen erzählen, so braucht man durchaus nicht anzunehmen, daß Tacitus in tendenziöser Absicht die Sitten der Germanen allzu schönfärbisch geschildert hat. — Wie wenig das körperliche Schamgefühl bei den Eskimos entwickelt ist, darüber können wir in den Berichten der arktischen Reisenden das Nähere nachlesen. Nach Kanes Mittheilungen pflegten die Eskimos in ihren Hütten alle Kleidungsstücke abzulegen, ohne ein Verhältniß für das unziemliche eines solchen Brauches zu besitzen. Aber wir brauchen garnicht einmal unsere Beispiele lediglich aus dem Kreise der Naturvölker zu holen; ein Blick in die Vergangenheit der europäischen Völker zeigt uns auch dort ein Nichtvorhandensein unseres heutigen körperlichen Schamgefühls. So hatte sich in Dänemark die Sitte, sich zur Nachtzeit völlig zu entkleiden, bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein erhalten. Einem polnischen Offizier, da sich im Jahre 1658 in Dänemark aufhielt, antwortete man auf die Frage, ob man sich denn nicht schäme, sich vor dem Schlafengehen ohne Rücksicht auf das Geschlecht in seiner Gegenwart völlig nackt zu entkleiden, ganz naiv: Dessen, das Gott geschaffen, brauche sich niemand zu schämen; außerdem könne das Leinen, das den ganzen Tag dem Leibe treulich gedient habe, es wohl bedürfen, daß es wenigstens des Nachts geschont werde. Ähnliche Bräuche waren auch bis tief in's Mittelalter bei den Franzosen, Deutschen

Literarisches.

Leopardi's literarischer Nachlass. Die Kommission, welche mit der Sichtung und Herausgabe des literarischen Nachlasses Leopardi's betraut ist, hat ihre Arbeit begonnen — „mit ehrfurchtsvoller Scheu,“ wie der Vorsizende Carducci in der Eröffnungsrede sagte — bisher aber nur Enttäuschungen erlebt. Es fanden sich zahlreiche Entwürfe von Gedichten, auch mehrere Ansätze von solchen, leider nur vier oder fünf Zeilen lang, und auch eine vollendete, aber nicht bedeutende Satire gegen die neapolitanischen Gegner der philosophischen Anschauungen Leopardi's. Unter den Prosastücken ist das interessanteste ein Tagebuch, welches das Liebesverhältnis Leopardi's zu der Gräfin Seltrude Cassi — der Dame, der seine erste Elegie gewidmet ist — mit großer Aufrichtigkeit, aber ohne viel Leidenschaft erzählt. —

Theater.

— Das Bauernfeld-Kuratorium in Wien hatte einen Betrag von 1000 Gulden für eine Biographie des Dichters ausgesetzt, welche die Beziehung Bauernfeld's zum Burgtheater darstellen sollte. Bis heute ist noch nicht eine Einsegnung erfolgt. Es besteht die Absicht, die Preisausschreibung zu annulliren. —

Musik.

— Der Nürnberger Magistrat hat zur Hebung der Musikpflege in Nürnberg einen jährlichen Zuschuß von 10 000 M. bewilligt, der dem Carl'schen Orchester zu gute kommen wird. Als Gegenleistung hat dieses im Winter eine Reihe billiger Volkskonzerte und im Sommer Streichkonzerte auf bestimmten öffentlichen Plätzen zu veranstalten. —

Völkerkunde.

—ki. Wütthende Gottentottinnen. Wenn eine hollentottische Frau über ihren Mann zornig ist, so macht sie ihrem Groll auf seltsame Weise Luft. Sie widmet ihrem Eheherrn ein Nachgedicht. Sie setzt sich nicht weit von ihrer Hütte nieder und beginnt ein Lied zu fagen, angefüllt mit Bervünschungen. „Nimm diesen Menschen doch von mir fort!“ beginnt so ein Jorntied regelmäßig, dann wird der Hainpfling angefleht, die „Unschuldige“ von diesem „Scheusal“ zu befreien. Und ein solches Nachelied schließt dann etwa so: „Die wilden Thiere und Würmer sollen ihn so verspeisen, daß nichts mehr von ihm gefunden werden möchte; die heiße Sonne und der glühende Wüstenwind sollen ihn ausdörrn, daß er sterben muß!“ Natürlich vertragen sich die Ehegatten dann wieder. —

Aus dem Thierleben.

u. Gewichts- und schlafender Murmelthiere. Bekanntlich gehören die Murmelthiere zu den Winterschläfern, d. h. zu denjenigen eigenthümlichen Säugethieren, die den ganzen Winter hindurch ohne Unterbrechung schlafen. Während des Winterschlafs ist der Zustand dieser Thiere gleich demjenigen, den auch alle anderen Thiere während des gewöhnlichen Nachtschlafes zeigen. Sie atmen; ihr Herz und ihr Puls sind in voller — vielleicht etwas herabgesetzter — Thätigkeit, und sie bedürfen keiner Nahrung. Nun sollte man es für selbstverständlich halten, daß ein Thier, das längere Zeit hindurch keine Nahrung zu sich nimmt, an Gewicht abnimmt; und in der That hat man auch an Thieren, die einem längeren Fasten ausgesetzt waren — zum Beispiel in belagerten Städten oder bei Schiffbrüchen — stets eine ganz beträchtliche Gewichtsabnahme feststellen können. Bei den Murmelthieren wurde aber beobachtet, daß zu der an sich schon sonderbaren Erscheinung des Winterschlafes die vielleicht noch sonderbarere Erscheinung tritt, daß sie in der langen winterlichen Fastenzeit nicht nur keine Gewichtsabnahme, sondern sogar noch eine allerdings geringe Gewichtsabnahme erfahren. Auch der Grund dieser Erscheinung wurde aufgedeckt. Es wurde nämlich bei genauen Beobachtungen festgestellt, daß Murmelthiere im Winterschlaf etwa doppelt so viel Sauerstoff einathmen, als durch die Kohlenäure, die sie ausathmen, erfordert wird. Der Rest des eingeathmeten Sauerstoffs geht mit den Körperbestandtheilen gewisse chemische Verbindungen ein, es miß dann aber das Gewicht der neuentstandenen Körperbestandtheile um das durch Kohlenäurebildung nicht gedeckte Sauerstoffquantum größer sein, als dasjenige der früher vorhanden gewesenen Körperbestandtheile. —

— Ueber die Winterherberge der Fledermäuse erzählt die schweizerische „Zeitschrift für das Forstwesen“ folgende interessante Beobachtung. Durch Holzhauser im Staatswalde Geisberg bei Schaffhausen wurde an dem westlichen Abhänge eine im Absterben begriffene Föhre, die in Brusthöhe etwa 50 Zentimeter Durchmesser hatte, gefällt. Beim Zerschneiden des Stammes farbte sich der Sägeschnitt mit Blut, und nach erfolgter Trennung fanden die Arbeiter in der Mitte des Baumes einen etwa 1 Meter hohen und 20 Zentimeter weiten Hohlraum dicht angefüllt mit 100—120 Stück Fledermäusen, von denen die Säge einige zerrissen hatte. Bis zur Ankunft der „Untersuchungskommission“ floh die Mehrzahl der Thiere davon, ohne daß festgestellt werden konnte wohin. Im Grunde der Höhlung verblieben etwa 25 Stück, alle der frühliegenden Fledermäuse angehörig, sogenannte Abendsegler (Pangog noctule), die meisten im Winterschlaf. Der Hohlraum befand sich etwa 7 Meter hoch im Stamme und war durch Fäulniß entstanden; das Flugloch war ziemlich versteckt am unteren Ende der Höhlung. —

und Italienern verbreitet. So zeigen uns noch Bilder aus dem 16. Jahrhundert, daß öffentliche Wäber zu gleicher Zeit von unbekleideten Männern und Frauen benutzt wurden, was beiläufig bemerkt, noch jetzt in Japan der Fall sein soll. Merkwürdigerweise tragen auf diesen Bildern gerade die Männer eine Art winziger Badehose, während die Frauen zwar mit Halsketten und Kopfschmuck versehen, sonst aber völlig nackt sind.

Die Geschichte der Anfänge der Kleidung zeigt nun, daß der Lendenschurz des Naturvolkes keine Schambinde sondern ein Schmuckgegenstand war, ebenso wie die Hals- und Kopfbinde, welche bei den Naturvölkern ebenfalls eine große Rolle spielt. Alle diese Binden befanden ursprünglich nur aus dünnen Schnüren, Wast- oder Fellstücken; wenn sie vergrößert und mit Anhängseln versehen wurden, so geschah das nur, um den Schmuck auffälliger zu machen. Oftmals sehen wir diese Schmuckgegenstände große Dimensionen annehmen, wie z. B. im Sudan, in Bornu und anderen Regionen Zentral-Africas, wo möglichst fallige Gewänder getragen werden, obgleich das heiße Klima diesen Schmuck wenig angebracht erscheinen läßt. Auch vom Turban, der oft aus einem riesigen Stück Tuch zusammengefaltet wird, kann man nicht gerade als von einer praktischen Kopfbedeckung sprechen. Die Bedeutung dieses Körperschmuckes für die Entwicklung der technischen Fertigkeiten des Webens, Flechtens u. s. w. darf übrigens durchaus nicht gering angeschlagen werden. Während die arktischen Völkerschaften nicht über die Sorgfalt, die man in den wärmeren Zonen auf die Herstellung des Schmuckes verwendete, die Fertigkeiten des Spinnens, Flechtens und Webens entwickelt, indem man sich hier statt der thierischen Sehne der Pflanzenfaser bediente.

Wir sahen, daß den Naturvölkern, überhaupt den Menschen auf tieferer Kulturstufe, das Gefühl der Schamhaftigkeit in unserem Sinne abgeht, daß dagegen ein Gefühl sozusagen sozialer Scham bei ihnen sehr wohl entwickelt ist. Das Gefühl der körperlichen Schamhaftigkeit ist erst das Produkt differenzirterer Kulturverhältnisse. Bei den Naturvölkern ist der nackte Leib das Gemeine und durchaus kein Gegenstand ästhetischen Wohlgefallens. Wer etwas gelten will und gilt, wer die Augen auf sich gelenkt wissen will, der behängt seinen Körper mit Schmuckgegenständen, mit Gewändern. So finden wir bei afrikanischen Stämmen die Männer, als das herrschende, privilegierte Geschlecht, mit Schmuckgegenständen überladen, während die Frauen, als das verachtete Geschlecht, nackt umhergehen müssen. Diese Nacktheit giebt aber nur der Verachtung preis, sie reizt keineswegs die Begierden. Erst für Kulturvölker gewinnt infolge der langen Gewohnheit der Bekleidung die Nacktheit ihren eigenen Reiz, gleichsam den des neu entdeckten Schates. Und erst jetzt, infolge der Reflexion, infolge der Anstachelung der Begierden, erwacht das Gefühl der Scham, gewisse Körpertheile den Blicken der anderen auszuweisen. Diese, wie wir es mehrfach nannten, körperliche Scham ist also das Produkt einer schon raffinirten Kultur, während jene soziale Scham, welche sich in sexueller Zurückhaltung äußert, ein viel primitiveres und naiveres Empfinden ist. So finden wir denn kulturhistorisch den räthselhaften Widerspruch erklärt, wie Prüderie und Sittenlosigkeit einerseits und freies, naives Gebahren und Sittenstrenge andererseits sich oftmals bei denselben Individuen oder Gesellschaftsschichten vereinigt finden können. —

kleines Feuilleton.

— Im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar befindet sich ein Album, das einst dem kleinen Walter Goethe gehörte. In dasselbe hatte Emilie Spiegel den folgenden Spruch Jean Paul's geschrieben: „Der Mensch hat zweieinhalb Minuten, eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben, denn mitten in dieser Minute stirbt man.“ Darunter setzte der greise Goethe in energisch männlichen Zügen den berichtigen Mahnspruch:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Ueber tausend hat der Tag;
Eh'nchen! Werde Dir die Kunde,
Was man alles leisten mag!
Der Großvater.“

Der Unterschied zwischen einem sentimentalen Weinerling und geistreichenden Schriftsteller und einem Mann und naiven Dichter kann nicht klarer und schlagender ausgedrückt werden. — In demselben Archiv befindet sich folgender Brief Heine's an Goethe:

„Ich hätte 100 Gründe Gw. Erz. meine Gedichte zu schicken. Ich will nur einen erwähnen: Ich liebe Sie. Ich glaube, das ist ein hinreichender Grund. — Meine Poetereyen, ich weiß es, haben noch wenig Werth; nur hier und da wieder manches zu finden sein, woraus man sehen könnte, was ich mal zu geben im stande bin. Ich war lange nicht mit mir einig über das Wesen der Poesie. Die Leute sagten mir: Frage Schlegel. Der sagte mir: Lesse Goethe. Das hab' ich weidlich gethan, und wenn etwas Rechtes aus mir wird, so weiß ich, wem ich es verdanke.“

Ich lässe die heilige Hand, die mir und dem deutschen Volke den Weg zum Himmelreich gezeigt hat und bin Gw. Erz. gehorsamster und ergebenster
Heinrich Heine,
Cand. jur.

Aus der Pflanzenwelt.

— Aus dem Lande des Kren (Meerrettichs.) Der „Frlf. Ztg.“ wird geschrieben: Gegenwärtig schwimmen hunderte und tausende von Zentnern Kren auf dem Donau-Main-Kanal und der Donau hinab nach Wien und Budapest, zu den besten Abnehmern dieser Wurzel, die es im Hervorlocken von Thranen mit sämmtlichen Trauerpielen der Welt aufnimmt. Am besten gedeiht der Kren in Deutschland — abgesehen von der Lübbener Gegend — im Rednitzthal an der mittel-oberfränkischen Grenze. Die Stadt, die inmitten des Krenlandes liegt, ist die bayerische Universitätsstadt Erlangen. Indessen ist die feinste Marke Kren nicht nach ihr, sondern dem kleinen Städtchen Baiersdorf genannt, das es allmählig auch zu einer Art Krenbörse gebracht. Hier werden die Verkäufe ins Ausland abgeschlossen; hierher wird — oft viele Stunden weit — das Produkt gebracht, verpackt und als echter „Baiersdorfer“ verschickt. Die jährliche Ernte kann kaum geschätzt werden. Ehedem waren es außer Baiersdorf nur einige benachbarte Orte, die Kren bauten. Seitdem der Bau aber ziemlich einträglich geworden, findet er sich in einem Landstrich betrieben, der von Fürth bis Neustadt im Aischthal, die Aisch abwärts bis in die Gegend von Forchheim geht, dann bis zum Alt-Nürnberg Städtchen Grafenberg hinüber und über Erlangen das Rednitzthal aufwärts wiederum bis Fürth reicht. Nach Wien allein gehen jährlich über 2000 Fässer. Außer Oesterreich-Ungarn ist noch Württemberg ein guter Abnehmer, dann folgen Frankfurt, die Rheinlande und Thüringen. Kleine Posten gehen nach Frankreich und Nordamerika, und heuer ist auch Jerusalem in die Reihe der Kunden getreten. Die dicksten Stengel, von denen das Hundert heuer an Ort und Stelle zu 17 M. erstanden wird (mittlere kosten 10—14 M., geringere 6—9 M.) werden meist nach auswärts verkauft; mit geringer Waare treiben Frauen im Lande vielfach Hausirhandel, und die dünnsten Stengel, von denen das Hundert 1—2 M. kostet, werden als Futter für junge Pferde verfüttert. — Um die Stengel zu erzielen, setzt man die Pflanze in Erdreich, unter dem sich ein gemauertes Ziegelboden befindet. —

Medizinisches.

t. Das gelbe Fieber in den Vereinigten Staaten während des letzten Jahrhunderts wird in einer schon vor längerer Zeit erschienenen, aber ziemlich unbeachtet gebliebenen Flugschrift besprochen. Wir entnehmen aus derselben, daß die Stadt New-York in den 16 Jahren von 1791—1807 nicht weniger als dreizehnmal vom gelben Fieber heimgesucht wurde, daß in diesen Epidemien über 5000 Menschen starben und Tausende ihre Heimath und ihre Beschäftigung im Stiche ließen und von New-York flohen. Nach 1807 trat das gelbe Fieber in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nur noch zweimal auf, 1819 und 1822, das letzte Mal in demjenigen Theile der Stadt, welcher als der gesundeste und wohlhabendste zu bezeichnen ist. Das Seltenwerden der Ausbrüche des gelben Fiebers sah man als die Folge eines Gesetzes an, aufgrund dessen die häuslichen Verhältnisse unter gewisse hygienische Grundsätze gestellt wurden. Von Interesse ist die Erwähnung des noch älteren Werkes „Die Pestilenz“ von Webster, wo es heißt, daß die Vereinigten Staaten während der Revolutionskriege „durch ein Eingreifen der Vorsehung“ vom gelben Fieber verschont geblieben seien. Der Verfasser der Flugschrift setzt den Ursprung aller Epidemien statt in die Vorsehung in die ungesunden lokalen Verhältnisse in Zusammenhang mit meteorologischen Einflüssen und dem Erscheinen von Kometen. Im Jahre 1803 war den Schiffen, welche gelbes Fieber an Bord hatten, verboten, sich der Insel New-York auf eine geringere Entfernung als 300 Ellen zu nähern. 1806 legte man allen aus Westindien und vom Mississippi kommenden Schiffen in den Monaten Juni bis Oktober eine viertägige Quarantäne auf und verbot ihren Mannschaften den Verkehr mit der Stadt New-York außer unter Aufsicht eines Sanitätsbeamten. Aus dem Jahre 1853 wird der Bericht der Sanitätskommission aus New-Orleans erwähnt, welche den Satz aufstellte, daß Fieber habe seinen Ursprung in Miasmen und werde begünstigt durch große Wärme und einen hohen Grad von Feuchtigkeit. Der Verfasser ist der Ansicht, daß gesetzgeberische Maßnahmen gegen das Auftreten von gelbem Fieber in New-York machtlos seien und daß dasselbe überhaupt nicht in erster Linie dem Mangel an Reinlichkeit zc. in den Häusern zuzuschreiben sei. In früheren Jahren hatte sich in New-York das Fieber auf den Südoften der Stadt und auf die Nähe der großen Werften am East River beschränkt; so starben 1809 in Brooklyn in einem Umkreise von 400 Ellen, dessen Mittelpunkt ein infiziertes Schiff aus Havana war, 30 bis 40 Menschen. 1822 aber trat das gelbe Fieber im Westen der Stadt auf, also in aristokratischen, eleganten und reinlichen Viertel. Damit war die alte Anschauung von der „häuslichen“ Entstehung des gelben Fiebers erschüttert. Eine bedeutliche Epidemie in New-York trat noch 1856 auf, in welchem Jahre in einem Umkreise von fünf englischen Meilen mit dem Marine-Krankenhaus als Mittelpunkt 538 Personen starben. Die Entstehung der Seuche wurde damals dem Vorherrschen von Miasmen zugeschrieben, welche von verfeuchten Gebieten her wehten und der Wirkung der Fluth, welche die Schiffsabfälle an die Küsten trieb. Man sieht aus dieser kurzen Zusammenstellung, daß das gelbe Fieber in New-York und den Oststaaten kein unbekannter Gast ist, und es wird erklärlich, daß man auch in diesem Gebiete die gegenwärtig in den Südstaaten herrschende Epidemie mit Besorgniß verfolgt. —

Technisches.

ie. Zukunfts-Telegraphie. Die „Central-Zeitung“ für Optik und Mechanik“ vermittelt uns einen schwingvollen Ausspruch des englischen Professors Arton, eines besonders auf dem Gebiete der Elektro-Chemie oft genannten Forschers. Dieser sagte neulich in einem Vortrage: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Zeit kommen wird, wo Kupferdrähte, Guttapercha und andere Mittel zum Umhüllen der Telegraphendrähte Dinge der Vergangenheit sein werden. Wenn dann jemand seinem Freunde, dessen Aufenthalt er nicht kennt, eine Mittheilung machen will, so wird er mit einer elektromagnetischen Stimme reden, die nur von demjenigen vernommen wird, der das zugehörige elektromagnetische Hörorgan besitzt, für jeden anderen aber unverständlich bleibt. Er ruft z. B.: „wo bist Du?“ und er vernimmt von dem, für den die Frage bestimmt war, vielleicht die Antwort: „Ich befinde mich im Bergwerke da und da“ oder „in der Mitte des Ozeans“ oder „ich übersteige eben die Anden-Kette“ u. s. w. Wenn aber keine Antwort eintrifft, so weiß der Fragende, daß der Freund todt ist. Was für ein Nutzen und Antworten mag dann von Pol zu Pol gehen, hörbar jedoch nur für die, zwischen welchen die Sprachverbindung verabredet ist, für alle übrigen Menschen aber unvernünftig.“ —

Humoristisches.

— Ein Heilmittel. Ein Herr wird vom Schluden befallen. Ein Freund sagt zu ihm: „Es genügt ein plötzlicher Schrecken, daß es gleich vorüber geht.“ — „Nun gut, mein Lieber, versuche!“ — „Leihe mir doch 500 M.“ — „Danke schön, es ist schon vorüber.“

— Ein Vocativus. Junge Frau: „Ach, Schah, die neue Köchin hat den Braten andrennen lassen; sie ist noch so jung und unerfahren. Wird Dich ein Kuß entschädigen?“
Gatte: „Meinetwegen, schicke sie nur herein!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Das arme Wolff'sche Telegraphen-Bureau hat wirklich Pech. Noch kaum einen Bericht über gehaltene Festreden hat es gebracht, den es nicht hinterher „rektifiziren“ mußte. So ist es ihm eben jetzt wieder mit der Hülfs'schen Enthüllungsfestrede in Wiesbaden ergangen. Die schönsten der Redeblüthen, die den einflümmigen Beifall der gesammten Presse gefunden, muß es als nicht gesprochen zurücknehmen. Das ist bitter. Aber das arme Bureau mag sich trösten. Diese Blüthen hatten so schön zu dem Strauße gepaßt, den Herr von Hülfs gebunden, daß niemand an eine böswillige Absicht auch nur gedacht. Und der Hülfs's Blüthen sind auch nach der „Rektifizirung“ noch so viele, daß dem Ruhme des Autors kein Schaden geschieht. Intendant in Berlin — wie man raunt — kann Herr v. Hülfs immer noch werden. —

— In Baumgarten bei Frankenstein i. Schl. sollte ein Grubenarbeiter in einer Schmiede Meißel scharf machen lassen und dann acht Pfund Pulver holen. Der Mann holte erst das Pulver und ging damit in die Schmiede. Herumspitzende Funken trafen das Pulver, und es explodirte. Die Schmiede wurde demolirt, der Schmiedemeister schwer verwundet, ein Geselle ist im Gesicht so verbrannt, daß man für sein Augenlicht fürchtet. —

— Aus Breslau wird gemeldet: Der Mörder der Handelsfrau, welche am 25. September auf dem Wege zum Markt im Scheitniger Park auf ihrem Wagen ermordet und beraubt gefunden wurde, ist jetzt in der Person des eigenen Sohnes verhaftet worden. —

— In Holzweißig (Prov. Sachsen) lud ein Tischlermeister einen Stoß Bretter vom Wagen. Die Bretter kamen ins Rutschen und erschlugen die beiden kleinen Kinder des Tischlers. —

— Aus Köln wird gemeldet: Beim Abbrechen eines alten zur Stadumwallung gehörenden Thurmes stürzte ein Gewölbe ein, unter dessen Trümmern mehrere Arbeiter verschüttet wurden. Die Feuerwehr holte vier Schwerverletzte heraus. Einer ist auf dem Transport nach dem Hospital gestorben. —

— Das Erdbeben, das man am Montag in Falkenstein i. B. verspürte, reichte auch nach Böhmen hinüber. In Asch, Graßlig und anderen Orten wurde die Bevölkerung durch die Stöße in große Erregung versetzt. Die Dächer bekamen Risse, Fenster und Thüren wurden gerüttelt und öffneten sich. In der Umgebung von Graßlig zählte man in einer Stunde fünfzehn Stöße, die von donnerähnlichem Getöse begleitet waren. Die Richtung der Bewegung war von Nordost nach Südwest. Das ist genau auch die Richtung der großen Thermalspalte, aus der oder aus deren Querspalten die Quellen der böhmischen Bäder sprudeln. —

— Petersburg, 27. Oktober. Bei der in der Dorfkirche zu Rhomelew durch den Auf „Feuer“ verursachte Katastrophe sind nach weiteren Berichten 50 Personen umgekommen, 9 schwer, und 150 leicht verletzt worden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 31. Oktober.